

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 214. Bromberg, den 20. September 1929.

Yussuf Khans Heirat.

Roman von Frank Heller.

(24. Fortsetzung.)

„Wahrlich,“ sagte der alte Ali, „Mein Schüler spricht immer besser und besser! Die Lehren, die ich ihm eingepflanzt habe, tragen späte, aber schöne Früchte. Es muß der Aufenthalt in dieser Stadt sein, der sie zur Reife gebracht hat.“

Herr van Schleeten, dessen bordeauxfarbene Nase sich bei Yussuf Khans Rede, die er als Hohn auffaßte, zornig gerümpft hatte, richtete sich nach seinen letzten Worten erleichtert auf. Er begann etwas zu stammeln, aber Yussuf Khan schnitt sein Danksagungen ab, indem er zum Obersten sagte:

„Nun liegen mir noch zwei Sachen am Herzen, Oberst Morrel Sahib, erstens, daß eine angemessene Belohnung diesem jungen Mann überreicht wird, der nun zweimal den listigen Verbrechern zuvorgekommen ist. Wollt Ihr dies besorgen, da ich der europäischen Gebräuche ungewohnt bin?“

Allan wollte protestieren, aber der Oberst schnitt ihm das Wort ab.

„Eine Weigerung würde den Maharadscha zwecklos verletzen,“ sagte er. „Was meinen Ew. Hoheit zu einigen der Juwelen, die der junge Mann gerettet hat? Und was sagen Sie selbst, junger Freund?“

Allan murmelte etwas, und Yussuf Khan klatschte in die Hände.

„Ausgezeichnet! Ausgezeichnet!“ rief er. „Man bringe die Juwelen herein.“

Eine Minute später durfte Allan zum erstenmal die Juwelen in ihrem vollen Glanze schauen, die er mitgeholfen hatte, ihrem rechten Besitzer zu bewahren. Es wäre zu wenig gesagt, daß sie ihm den Atem benahmen. Etwas Ähnliches hatte er nie gesehen, ja nicht einmal geträumt. Es war das Morgenland, das ihm aus den Fassetten dieser tausend Steine entgegenstrahlte, wie durch ein vielfarbiges Fenster. Als er sich halbwegs erholt hatte, wählte er befangen ein paar einzelne Steine aus, aber der Maharadscha, in den beim Anblick der Juwelen neues Leben gekommen zu sein schien, nahm ein Diamantenhalsband mit einem blutroten Rubin in der Mitte, in einer Goldkettenfassung, die vom Alter verblichen war, und reichte es Allan.

„Nehmt dies,“ sagte er, „wenn Ihr wollt. Es ist ein unwürdiger Beweis meiner Dankbarkeit.“

„Es gehörte einmal,“ schaltete der alte Ali ein, „Mahmud, Sultan von Naishapur, an dessen Hof der göttliche Zeltmacher lebte. Vielleicht hat er es am Halse einer der Favoritinnen des Sultans bewundert und vielleicht besang er dieses Diadem mit den Worten . . .“

„Ja, ja! Vortrefflich!“ sagte der Oberst. „Und die andere Sache, die Ew. Hoheit wünschten?“

Es war klar, daß der Oberst die Poesie des göttlichen Zeltmachers nicht im gleichen Grade liebte wie der alte Ali, und auch, daß er in glänzender Laune war, nun er die Abreise gesichert sah. Yussuf Khan erwiderte:

„Die andere Sache war, daß ich gerne mit dem Mann sprechen möchte, der diese Karawanserei innehat . . . wenn er kommt, werde ich schon erklären, warum. Wollt Ihr ihn rufen lassen, Oberst Morrel Sahib?“

Mit wieder unruhigem Gesichtsausdruck klingelte der Oberst; ein paar Minuten später erschien der Direktor des großen Hotels, von einem Angestellten gerufen. Er begann den Maharadscha zu seiner Genesung zu beglückwünschen. Der Oberst unterbrach ihn:

„Se. Hoheit mit Gefolge reist übermorgen, Herr Direktor!“

Der Direktor schlug einen dankbaren Blick zur Höhe auf, während er sich verbeugte.

„Nicht so eilig, Oberst Morrel Sahib!“ sagte Yussuf Khan. Der Direktor blieb erschrocken in seiner Verbeugung stecken. „Nicht so eilig! Wir reisen übermorgen, Dank der Gnade Sr. Exzellenz des Ministers, aber vorher wünsche ich noch etwas.“

Er wendete sich an den Direktor:

„Zweifelsohne habt Ihr einen Saal, wo Festlichkeiten abgehalten werden? Einen Saal mit Raum für viele, so wie ich ihn in dem Hause der Freuden sah?“

Der Direktor bejahte es.

„Gut. Hört also meinen Willen. Dieser Saal soll für morgen abend zu einem Feste bereitet werden, und alles soll dem, was wir in Indien haben, so ähnlich als möglich sein. Da ich nichts mehr von dem Lande der Sahibs sehen kann, will ich den Sahibs mein eigenes Land zeigen. Darum ist es mein Wille, daß alles dem, was wir in meinem Lande haben, so ähnlich als möglich sein soll.“

Der Direktor verbeugte sich tief.

„Zu diesem Feste,“ fuhr Yussuf Khan fort, „das so festlich sein soll wie die Vermählung eines Maharadschas, ist es mein Wille, daß alle jene eingeladen werden, die in der Zeit, die ich hier war, unangenehme Erlebnisse gehabt haben.“

Er machte eine Geste, die sämtliche Anwesende umfaßte; Allan murmelte dem Obersten zu:

„Dann müßten Bowlbys mit dabei sein.“

„Was sagte der junge Mann?“ fragte Yussuf Khan.

„Er meinte, daß eine amerikanische Familie, aus deren Wohnung das erste Attentat unternommen wurde, eingeladen werden sollte,“ sagte der Oberst.

„Sie soll eingeladen werden,“ sagte Yussuf Khan ohne Zögern. „Und dieser Mann, dem die Karawanserei gehört?“

Der Direktor erklärte mit einer Verbeugung, daß es ihm erstens unmöglich sei, in seinem eigenen Hotel zu Gast zu sein, daß er sich zweitens undenkbar zu der Kategorie von Personen rechnen könne, die durch die Anwesenheit Sr. Hoheit Unannehmlichkeiten gehabt hatten. Die Anwesenheit Sr. Hoheit im Hotel habe im Gegenteil . . .“

Yussuf Khan unterbrach ihn mit einer Handbewegung. Der Oberst warf knurrig ein:

„Und Herr van Schleeten?“

„Natürlich auch der Juwelenkünstler,“ sagte Yussuf Khan. „Von allen beneidet soll der Mann an der festlichen

Tafel sitzen, der sein Herz an eine Frau verlieren konnte."

Herr van Schleeten verbeugte sich, ohne daß besondere Freude über die Rolle, die ihm bei der Festtafel zugedacht war, sich auf seiner bordeauxfarbenen Nase spiegelte. Der alte Ali rief hingegen:

„Mein Schüler spricht immer besser und poetischer! Der Aufenthalt in dieser Stadt, die wir dank Oberst Morrel Sahib mit unversehrtem Turban und ungeschorenem Kopfe verlassen dürfen, hat ihm in dieser Beziehung wunderbar gut getan."

XI.

Das vielleicht seine Aufgabe erfüllt, den Leser zu verwirren.

In der Ziegelwüste des nordwestlichen Londons liegt, nicht weit von Maida Vale, ein Ziegelkanon, Chesterton Mansions genannt. Tatsächlich erinnert er mit seinen steilen hohen Ziegelmauern an nichts so sehr wie an die berühmten Schluchten, die sich die Flüsse im Westen Amerikas gegraben haben. Warum er die Bezeichnung Mansions führt, ist unbekannt; im allgemeinen pflegt dieses Wort anzudeuten, daß eine Straße mit Bäumen bepflanzt ist; aber wenn das bei Chesterton Mansions einstmals der Fall war, so ist jetzt nur mehr der Name als einziges Rudiment übrig. Die siebenstöckigen Häuser der Straße sind in Mietwohnungen geteilt, zwei in jedem Stockwerk, so wie man es bei uns zulande kennt, aber wie es in England etwas relativ Neues ist. Da der Ruf der Straße nicht der beste ist, stehen oft eine Menge Wohnungen leer. In jenem September, in dem die Ereignisse dieses Buches sich abspielten, stand beispielsweise das Haus Nr. 48, das die Mietwohnungen Nr. 659—672 enthält, noch am 11. September leer. Am 12. fand sich jedoch ein Herr beim Hausverwalter ein, stellte sich als Baron de Citrac vor und wünschte eine so ungestörte Wohnung als möglich zu mieten. Er sei wissenschaftlicher Arbeiten wegen nach London gekommen und bringe seine Frau mit, für die er am liebsten eine separate Wohnung gegenüber seiner eigenen haben wolle. Der Häuserverwalter, Mr. Markham, beeilte sich, ihm das Haus Nr. 48 zu zeigen. Der Baron entschied sich sofort für die Wohnungen Nr. 661—662 im ersten Stock, bezahlte im vorhinein und bat den Verwalter, ein einfaches, aber solides Ameublement für beide Wohnungen zu beschaffen. Er drückte seine Anerkennung für Mr. Markhams Entgegenkommen durch eine Fünfpfundnote aus, die Mr. Markham zu seinem Sklaven machte, und nahm dann Abschied.

Montag, den 15., zog er ein. Der Verwalter war selbst zugegen, und fand Gelegenheit, seine Meinung über den neuen Mieter in einem Punkte zu ändern. Die Reden des Barons von wissenschaftlichen Arbeiten hatte er nur als einen durchsichtigen Vorwand für etwas ganz anderes aufgefaßt, worin die Franzosen eine traurige Berühmtheit besitzen, und dem auch Chesterton Mansions nicht fremd war: eine Eskapade mit einer nicht offiziellen Baronin. Er gab den Glauben daran auf, als er die Baronin de Citrac erblickte; denn gewiß war sie schön und pikant, mit grauen Augen und rotblondem Haar, aber dabei sah sie so vornehm aus, daß der Verwalter die ganze Zeit, die sie da war, mit dem Hute in der Hand dastand. Der Baron, der zwei Diener mit hatte, drückte seine Zufriedenheit mit der Möblierung der Wohnungen aus und verabschiedete den Verwalter.

Es dauerte bis zum 16., bevor dieser den neuen Mieter wiedersah, denn er wohnte selbst in einer Quergasse; aber als dies geschah, war es unter Umständen, die ihn aufs neue an dem Ernst von Herrn de Citracs wissenschaftlichen Studien zweifeln ließen. Mr. Markham war am Abend des 15. Septembers in einer Gesellschaft gewesen, die sich bedenklich in die Länge gezogen hatte; ein Freund von ihm, der Junggeselle war und ein Geschäft in einer Quergasse von Chesterton Mansions hatte, hatte ihn zu einer Geburtstagsfeier eingeladen. Diese hatte im „Roten Löwen" in Maida Vale begonnen und war nach Schließung dieses populären Lokales in der Junggesellenwohnung des Freundes fortgesetzt worden. Die Haupterfrischung war irländischer Whisky gewesen, und Mr. Markham war sich des Einflusses dieses Getränkes auf die Balancierfähigkeit ganz bewußt, als er gegen halb vier Uhr morgens heimwanderte. Er nahm den Weg durch Chesterton Mansions aus dem Grunde, weil diese Straße eine unerklärliche Anziehung auf seine Beine auszuüben schien, doch ohne daß diese irgendwelche Parteilichkeit für eine bestimmte Seite derselben zeigten; und er hatte sich eben an einem Laternenpfahl auf dem linken Trottoir verankert, als die Nachtruhe von etwas anderem als dem Trommelwirbel, den seine Absätze auf dem Pflaster vollführten, unterbrochen wurde. Ein Auto kam nach Chesterton Mansions gesaust und hielt vor dem Hause gegenüber von Mr. Markhams Laternenpfahl. Mr. Markhams irrender Blick hatte soeben konstatiert, daß es das Haus Nr. 48 war. Jetzt sah er zwei Herren mit aufgestellten Rockkragen aus dem Auto steigen und mit großer Anstrengung zwei andere herausheben, die in beträchtlich schlimmerer Verfassung schienen als Mr. Markham selbst. Sie konnten faktisch nicht auf den Beinen stehen. Mr. Markham glaubte zu sehen, daß sie in irgendein exzentrisches Kostüm gekleidet waren. Der Kontrast zwischen den Evolutionen der vier Herren und seiner eigenen sicheren Position am Laternenpfahl erfüllte ihn mit einer Befriedigung, die in einem herzlichen Lachen Ausdruck fand.

„Mi—mir scheint, die haben g—nug", sagte Mr. Markham.

Die Laterne, unter der Mr. Markham stand, war ausgelöscht, und Mr. Markham erregte daher nicht die Aufmerksamkeit der vier Herren. Jetzt sprang der Chauffeur ab und übernahm den einen der beiden übererfrischten Herren, während einer der Herren, die zuerst ausgestiegen waren, das Haustor von Nr. 48 öffnete. Der Mann, den der Chauffeur stützte, fiel seinem Helfer in die Arme, und verlor dabei einen weißen Turban, der auf das Trottoir rollte.

„Der ist wohl auf einem Ma—maskenball gewesen", sagte Mr. Markham. „Mir scheint, der hat genug. Und jetzt trei—treiben sie es, scheint mir, noch weiter!"

Jetzt öffnete sich die Haustüre, und ein mühsamer Transport begann, dem Mr. Markham unter großer Heiterkeit zusah. Schließlich kehrte der Chauffeur allein zurück, schloß das Tor und fuhr im Auto fort, ohne Mr. Markham gesehen zu haben.

„De—der wird sich auch ein schönes Trinkgeld verdient haben", murmelte Mr. Markham mit einem verständnisvollen Lächeln und löste sich von dem Laternenpfahl los. Er erreichte die nächste Straßenecke, wo er sich wieder verankerte, um einem Gedanken Luft zu machen, der sich in seinem Innern emporgearbeitet hatte.

„Nummer ach—achtundvierzig, hol mich der und jener!" brummte Mr. Markham. „Die Wohnung des B—barons. Die einzige, die vermietet ist! Wissenschaftliche Arbeiten, hahaha! Go—gott helfe mir, wissenschaftliche Arbeiten!"

Er gewann diesem Gedanken alle Ergötzlichkeit ab, die er bot, bevor er den Laternenpfahl wieder losließ und seinen unsicheren Heimweg fortsetzte.

Mr. Markhams Gedächtnis war von jener beneidenswerten Sorte, die auch an einem Morgen nach irländischem Whisky funktioniert. Er erinnerte sich folglich am nächsten Morgen an die vier Herren, die er in das Haus Nr. 48 gehen gesehen hatte; und in der Morgenbeleuchtung erschien ihm dieser Vorfall nicht ganz so ausschließlich humoristisch wie in der Nacht. Nur der Chauffeur war wieder aus dem Hause herausgekommen; waren also die drei Herren die Nacht über beim Baron geblieben? Dann hatten sie sicherlich Lärm gemacht und die Nachtruhe der Nachbarn gestört. Mr. Markham machte einen Vormittagsbesuch in Nr. 46, um sich beim Nachbar des Barons danach zu erkundigen.

Dieser war ein jüdischer Geldverleiher, der immer mit der Sonne aufstand, um soviel als möglich aus seinem fragwürdigen Beruf herauszuschlagen. An diesem Morgen war er schon seit halb sechs Uhr auf, wie er Mr. Markham erklärte, aber durchaus nicht infolge von Lärm in Nebenhause. Er hatte im Gegenteil kaum einen Laut von dort gehört; aber gegen sechs Uhr hatte er einen Herrn mit aufgestelltem Rockkragen Nr. 48 verlassen und die Sutherland Avenue hinuntergehen sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sandfrau.

Eine Thüringer Skizze von Frida Schanz.

Das Dorf ist vielleicht eines der ärmsten im Thüringer Lande, aber in mancher Hinsicht für sehende Augen eines der schönsten. Es liegt am Rande der Berge und aus dem Schatten der Täler gerade so weit in die Ebene hinausgerückt, daß man aus den rückwärtigen Fenstern der letzten und kleinsten Häuser das waldblaue Wellengefüge des Gebirges in herrlichster Abstufung der Farben über das kleingemusterte Flickenwerk der Häuslerfelder hinweg vor sich sieht. Der lebhafte Farbensinn der Bewohner hat die grünen Blumenbretter vor den Fensterchen noch extra rot, weiß und blau betupft; reizend gruppieren sich in den engen Höfen, in denen gern alte, hohe Birnbäume regieren, die Geräte der bescheidenen Besitzer, Bohnenstangen, Holz- und Reisigsäge, zu einem gemütlichen Ganzen. Holzstapel; Reisighaufen; die kleinen Vogelbauer an der Außenwand der Häuschen, die blendendweißen Herbstgänse mit ihrem schwerfälligen Gewatschel; die rehschlanken, braunen Ziegen — das ist das Glück und der Reichtum des Ortchens. Dazu der nahe Wald mit seinen Beeren und Pilzen! Und natürlich kommt jetzt sie an die Reihe, die für die Kinder, für ein Altweiblein im Ort und jetzt für mich die Hauptsache ist: die Sandgrube.

Eine Viertelstunde liegt sie vom Dorf entfernt, die große, tiefe, alte Kuhle. In ihrem wilden Gestrüpp von Himbeer- und Brummelbeerranken bauen Fuchs und Dachs ja die Kinder wissen ein noch größeres Geheimnis: der Osterhase hat nämlich dort unten sein Nest! Gesagt hat's ihnen neben viel anderem Wunderbaren, was man sonst nirgends erfährt, die Sandfrau. Dieser uralten, runzligen, freundlichen Frau gehört, wie es den Kindern scheinen muß, die Sandgrube, denn sie ist immer dort, und als die Mütter und Väter klein waren und wie jetzt die Kinder Städte und Wälle darin bauten, war sie auch schon immer da. Mit ihrem hölzernen „Blaul" zerklopft und zerkleinert sie die Sandbrocken; unermüdlich, tagein, tagaus, denn um den feinen, goldhellen Sand, der sich daraus ergibt, hat sie aus den Porzellanfabriken und aus den großen herrschaftlichen Gärten im nahen Tannengrund stets guten Zugang. Aus Sand gebaut, aber aus Sand, den Gott zu festem Stein gemacht, hat sie ihr winziges Haus, ihr Leben, einer alten, gelähmten Base Leben, die vor einem halb Dutzend Jahren freundlich lächelnd von ihr ging und danach, so recht im frischen, unverzagten Unternehmungssinn fleißigen, rüstigen Alters, gleich wieder ein anderes Leben.

In der Zeit, da wir Frieden bekommen hatten nach hartem Krieg, aber da wir in Deutschland doch mehr oder weniger scharf hungerten, — damals war's.

Die Frau Landrat hielt durch den Herrn Dorfschulzen Umfrage, wer von den besseren Leuten in den Ortschaften reihum wohl ein Kriegskindchen zu sich nehmen wolle, ein Fürsorgeamt aus der Stadt hatte bei ihr angefragt. Zehn Kinder waren zu vergeben. Ein bißchen schwerfällig und zögernd meldete sich hier und da und dort jemand. Unter den ersten, die ihre Bereitwilligkeit bekundeten, war die alte Lindnern, die Kordine, die Sandfrau.

„Ich möcht's versuchen, ich hoff's recht zu machen. Und wenn ich einmal alt werde" — sie zählte damals 72 Jahre —, „dann hab' ich doch wenigstens jemand." —

Da gab es eine erregte Sitzung am runden, eichenen Gasthaustisch, der den Rathaussaal ersetzte. Die Sanfrau? Die Kordine? Der auch schon stark betagte Dorfschulze war beinahe zornschnaubend dagegen, daß man dieser „alten Kachel", die doch bekannterweise niemals in ihren vier Wänden weilte, ein Kind anvertraue. Daß Verwahrloserei und Nichtsnutzerei auferzogen werde im Dorf, das sei nicht nach seinem Gusto. — Arm zu arm, das habe „keinen Guck". Nun gerade redeten die anderen der Sandfrau zu Recht. Daß der Dorfschulze die Alte nicht ausstehen konnte, ihr am Zeuge flickte, was er konnte, war ein auswendig bekanntes Kapitel im Dorf. Das sollte nicht hindern, daß das alte, brave Weib, die ihnen als Buben in der Sandgrube die durch bunte Eier beglaubigte Geschichte vom Osterhasen erzählt, ihren Willen bekäme. — Da die jüngere, bejahende Männergeneration gegen die verneinende alte in der Mehrzahl war, bekam die Sandfrau das Kind. Ein miserableres Geschöpfchen, ein elenderes Hieferchen ließ sich nicht denken! „Viel warme Sonne wird da nottun, Sonne über sonnenwarmem Sand in der Kuhle, Sonne aus recht geduldigem alten Frauenherzen", sagte sich das verständige Altweiblein beim ersten Blick. Es hat an beidem nicht gefehlt. Das Kind kam aus entsetzlicher Umgebung. Das wenige, was die Sandfrau sich erzählen ließ, ließ es ihr ratsam erscheinen, nichts mehr davon zu hören, nicht mehr in dem verwilderten Kinderherzen aufzustöbern. Gute Pflege, gute Behandlung, liebe, lustige Ordnung in der gemütlichen, sauberen Armutei sollten die schlimmen Erinnerungen eingraben und zuschütten. Und es wurde nun alles schön. Der Junge kam in die Schule, führte sich nicht schlecht.

Da beging die gescheite Alte jene große Dummheit. Ein paar Geldscheine hatten ihr Sandkäufer gebracht; die waren aus ihrer Kommode verschwunden, und weil sie auch mit keinem Atem an den schon liebreich unter ihrer Liebe aufblühenden Jungen dachte, hatte sie ein wenig Lärm darüber im Dorf geschlagen. Zugleich waren ein paar seltsam adressierte Briefe nach Berlin auf der Post aufgefallen. Der Postmeister hatte mit dem Dorfgendarmen darüber geraunt. Die Briefe, schlecht zugeklebt, öffneten sich wie von selbst.

Das Geld, das der Sandfrau entwendete, hart verdiente Geld war darin, und die Adresse, an die die Sendung gerichtet war, war die der früheren Pflegeeltern des vom Schulzen so widerstrebend im altehrsamen Dorf eingelassenen Jungen. Das gab kein kleines Aufsehen. Das ganze Dorf gab jetzt dem Schulzen recht. Der siebeneinhalbjährige Dieb sollte schleunigst in seine Heimat abgeführt und den Leuten, für die er mauste, wieder zugeführt werden. Der Dorfbüttel in Person hatte es der Sandfrau nun schon verkündet. —

Aber da legte sich doch etwas dazwischen. Der Besuch einer kleinen, alten Frau bei einem kleinen, alten Mann. Ein Besuch, nicht in Sack und Asche, nicht in Bitt- und Bettelhabitus.

Nein! Vor fünfzig Jahren oder so herum war einmal ein schönes, stolzes, bildsauberes Mädel in bescheidenster Kleidung, aber in so netter, selbstbewußter Haltung durchs Dorf geschritten, daß ihr jeder junge Bursch nachsah; wie's immer ist — einer noch etliches mehr als alle anderen.

Irgend etwas, ein gewisser Hauch, eine Spur, eine leise Erinnerung an jene feine Schönheit und Würde war jetzt über der alten Frau. Sie ging an den Haustüren vorbei, als wüßte sie und als wär's ihr doch ganz gleichgültig, daß alle ihr nachblickten, als wüßte sie auch, daß kein Mensch jetzt wagen würde, sie auf ihr Pflegepflänzchen anzureden.

Ihr schwarzes, sauberes Sonntagszeug hatte sie an, jetzt mitten am Werkeltag, die Frau Kordine Lindner.

Zum Schulzen ging sie, und der Schulze erschrak so sehr, als sie nach kurzem, festem Klopfen bei ihm eintrat, als läge dieser Augenblick fünfzig Jahre zurück, oder als hätte er fünfzig Jahre vor ihm Angst gehabt. Recht mit Zittern hatte er damals wochen- und monatelang auf so ein plötzliches Anklopfen und Eintreten der schönen, sauberen Kordine gewartet. Er konnte sich heute beruhigen. Von dem, was er damals, nachdem er sich mit der reichen Müllerstochter verlobt, von der Verlassenen zu hören gefürchtet, verlautete nichts.

Es ging nur um den Jungen. Ganz ruhig, ganz fein. — Das einzige, womit die uralte Frau unbewußt auf eine uralte Zeit anspielte, in der ihr das Herz fast gebrochen, war: „Ich hab' mein Lebtag keinem Menschen etwas Unrechtes angetan. Was in mir bös war, weil man mir Böses getan, hab' ich mit Gottes Hilfe bezwungen. — Ich hab' mich in Ehren durchs Leben geschlagen", sprach sie. „In Ehren steh' ich im Dorfe da. Wenn's so um einen bestellt ist, da hat man wohl das Recht, daß man einem Menschen, zumal einem Kind, etwas vergeben darf. Da möcht' ich bitten, daß ihr im Dorfe das mit dem Kind mir überlaßt. Was müssen das für Menschen gewesen sein, bei denen der Junge gewesen ist: Da kann man ihn doch nicht mehr hinlassen! Ich will ihn behalten. Und ich meine, wenn ihn jemand zurecht bringen kann, so bin ich es."

Nicht viel Gescheites hat der Schulze auf diese Worte zu erwidern gewußt. Die stolze Frau, die sich solche Worte herausgenommen, war am nächsten Tage wieder die ganz bescheidene, kleine, gebückte Sandfrau, die Tag für Tag an ihr hartes, mühsames Tagewerk ging, Säcke karrte, Sandbrocken zerkleinerte mit dem Blaul. Noch stark und rüstig

in Kraft! Froh im Herzen! — Denn den Jungen hat sie behalten.

Wenn sie „einmal alt“ sein wird, hat sie doch jemanden. Ganz gewiß. Denn mit ganzem Herzen hängt das Kind an ihr.

Souper in Schönhausen.

Eine Fridericus-Skizze von **Otto R. Gervais.**

Ein früher Herbst in Schönhausen. Das Schloß liegt in dunkler Dämmerung. Nur das Portal ist erhellt, und aus den Fenstern hinter der Linde, dem „Tränenbaum“, schimmert Licht. Im Gemach der Königin brennen Kerzen. Eine unheimliche Ruhe waltet über dem Park, in den Zimmern, den Gängen und auch im Herzen Elisabeth Christinens, die ihren Gatten zum Souper erwartet.

Friedrich hat sich für heute nacht zum „Souper à deux“, zur intimen Plauderstunde mit seiner Gemahlin, anmelden lassen. Sie steht vor dem Kaminspiegel, schlank, ein wenig verträumt, lächelnd, rückt ihre kunstvolle Frisur zurecht, streicht die Falten aus dem Mieder und zieht die seidenraschelnde Schleppe an. Sie muß ihm gefallen. Ihr ganzes Schicksal hängt an den wenigen Stunden, die er bei ihr weilen wird. Nach vielen Jahren der Trennung.

Madame de Camas, die Oberhofmeisterin, erscheint. Sie blieb die einzige Freundin der Königin und des Königs, der sie scherzhaft „unsere liebe Mama“ nennt, weil sie im Vermitteln eines guten Verhältnisses der Ehegatten unermüdlich ist. Elisabeth Christine wendet sich ihr zu: „Frau von Camas, es ist neun Uhr!“

Die alte, doch bewegliche, aus schalkhaft blitzenden Augen Geist verratende Hofmeisterin erwidert leichthin: „Der König wird kommen. Er hat es mir zugesagt. Es ist ja auch noch früh. Damals erschien Majestät erst gegen zehn Uhr. Wir dürfen noch nichts sagen.“

Damals — denkt Elisabeth Christine — damals war es neun Uhr. Aber so ist Frau von Camas: Sie möchte immer trösten, Hoffnung machen, ermuntern. Ja beim ersten Souper à deux, dem ersten alleinigen Zusammensein mit dem König hier in Schönhausen, da hatte sich ein Menschenkind überirdisch glücklich gefühlt. Da war ich auf Minuten seine Gattin. Er berührte mich, er gab mir Kosenamen, er fand mich schön, nannte mich seine Königin, fand es so überaus lustig, daß ich vom Wein erhitzt war. Ganz allein haben wir einige Stunden beisammen gesessen. Bis er dann plötzlich meine Hand fahren ließ, aufsprang, mich verstört anblickte und wie ein Flüchtling hinauseilte. Später entschuldigte er sich mit Übelsein. Es ist schon so unendlich lange her . . .

Heute — denkt Elisabeth Christine weiter — darf er nicht so von mir gehen. Ich will ihm sagen, daß ich ihn liebe, daß er mich mit sich nach Potsdam nehmen muß, daß ich nur an seiner Seite weiter leben kann . . .

Tage in Rheinsberg werden in ihrer Erinnerung wach. Als sie noch glaubte, Friedrich sei gegen sie der Zwangsheirat wegen verstimmt, es würde vorübergehen. Bis er sie dann in diese Einöde nach Schönhausen, in die Verbannung, in ein Kloster schickte. Schrecklich waren die Zeiten.

Jetzt hat sie sich daran gewöhnt. Und dies heute, das bedeutet für sie die letzte Gelegenheit, ihn zurück zu gewinnen. Sie ist klug genug, einzusehen, daß die Kluft durch die Trennung, durch die Zeit, durch das Entfremden immer größer und endlich unüberbrückbar werden muß.

Frau von Camas hat die beiden Gedecke geordnet. Die kleine Tafel in der gemütlichen Salon-Ecke sieht prachtvoll aus. Einige Bediente machen sich noch zu schaffen. Wenn sie auf die Uhr blicken, umspielt ein vielsagendes Lächeln ihren Mund. Die Zeiger rasen. Es ist halb zehn. Der König kommt nicht.

Die Spannung wird nervös. Selbst Frau von Camas weiß auf dem Tisch nichts mehr zu ordnen; sie nähert sich der Königin: „Majestät, warum sollte der König nicht kommen? Es müßten schon unaufschiebbare, dringliche Geschäfte sein, die ihn hindern, die ihn bestimmen könnten, seine Zusage nicht wahr zu machen.“

Elisabeth Christine steht am Fenster. Sie antwortet nicht. Heute entscheidet sich mein Schicksal, ist der einzige Gedanke, der in ihr kreist, der ihr Ruhe gibt, weil er zu gewaltig ist, um zu vibrieren. Ihre Augen werden von Minute zu Minute dunkler, so sehr schaut sie in ihr Inneres, um noch einen Ruf, eine Hoffnung, eine Möglichkeit zu finden, um der bangen Ahnung, der tastenden, aber zielstrebigen Logik aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu entgehen, die ihr zuschreit: Tantalidenlos, — die Gattin eines Genies, eines solchen Königs zu sein! —

Zehn Uhr. — Da endlich! Rasendes Pferdegetrappel im Schloßhof. Stimmen. Frau von Camas sieht die Königin triumphierend an: „Ich wußte es doch. Er hält sein Wort. Es ist genau zehn Uhr!“

Elisabeth Christine errötet. Sie drückt der Hofmeisterin die Hand.

Da tritt die Kammerzofe ein: „Ein Meldereiter Seiner Majestät gab dies Schreiben für die Frau Oberhofmeisterin ab.“ Damit reicht sie Frau von Camas einen Brief. Draußen klappern die Hufe eines davon eilenden Pferdes. Stumm reicht die Freundin der Gemahlin Friedrichs des Großen das gefaltete Blatt. Es enthält nur wenige Worte:

„Meine liebe Mama, — sagen Sie doch der Königin, ich hätte heute nicht kommen können. Die Österreicherin läßt mir keine Ruhe. Ich habe eine unaufschiebbare Konferenz mit meinen Staatsräten. Trösten Sie meine Gattin und grüßen Sie diese von Ihrem Friedrich.“

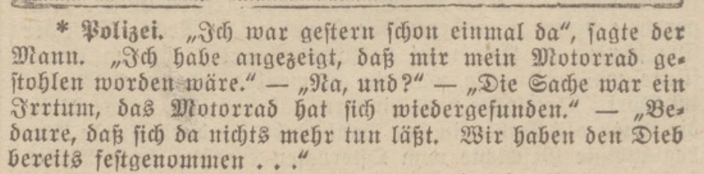
Trotzdem küßt Elisabeth die kritzligen Schriftzüge des Mannes, die heute ihr Geschick zum Märtyrertum bestimmt hat. Sie läßt das Licht löschen, verabschiedet Frau von Camas, sieht nicht die schadenfrohen Mienen der Bediensteten, hört nicht das Getuschel in den Stuben der Kammermädchen. Weinen kann sie nicht, dazu ist die Wucht der Enttäuschung zu groß.

Sieben Jahre lang blieb der König ihr fern. Nie hat wieder ein Souper à deux in Schönhausen stattgefunden.



Bunte Chronik

* **Der Tod des Elefanten.** Es gibt, wie die Zoologen behaupten, zirka 200 000 lebende Elefanten in Afrika. Nur selten findet man aber einen toten Elefanten. Da ein Elefant in der Wildnis ein durchschnittliches Alter von 100 Jahren erreicht, müßten normalerweise 2000 Elefanten im Jahre sterben. Wo bleiben aber die Leichen der riesigen Tiere? Die Gehirnschale und die großen Knochen sind so schwer, daß kein einziges Raubtier sie zerbrechen kann. Jäger erzählen sich am Feuer phantastische Geschichten über Elefantenfriedhöfe. Versteckte Stellen im Urwald, wohin Elefanten sich begeben, um zu sterben. Wie der Gouverneur von Uganda, Sir William Govers, erzählt, befinden sich diese Elefantenfriedhöfe in großen Flüssen. Der Elefant liebt das Wasser. Er kann stundenlang im Fluß oder in einem See stehen, wenn er sich nicht wohl fühlt, und wenn sein Riesenleib brennt, sucht er erst recht das kühlende Wasser auf. Am meisten trifft der Tod den Elefanten im Wasser, in mächtigem Schilf, das an den Ufern der endlosen afrikanischen Flüsse wächst. Mit schwankendem Schritt begibt sich das Tier in das Schilf und legt sich ins Wasser nieder. Allmählich verschwindet der graue Berg unter der Wasseroberfläche. Die Sterne auf dem dunklen tropischen Himmel und Vögel sind die einzigen Zeugen des Ablebens des Elefanten. Es ist deshalb kein Wunder, daß man niemals Knochen toter Elefanten aufspüren kann.



Lustige Rundschau

* **Polizei.** „Ich war gestern schon einmal da“, sagte der Mann. „Ich habe angezeigt, daß mir mein Motorrad gestohlen worden wäre.“ — „Na, und?“ — „Die Sache war ein Irrtum, das Motorrad hat sich wiedergefunden.“ — „Bedaure, daß sich da nichts mehr tun läßt. Wir haben den Dieb bereits festgenommen . . .“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.